

## *Literarisches Übersetzen aus dem Niederländischen\**

In diesem Jahr ist die niederländischsprachige Literatur das Schwerpunktthema der Frankfurter Buchmesse. Daß sich die „Bijeenkomst van de docenten Nederlands uit het Duitse taalgebied“ in diesem Jahr mit dem Thema „Literatuur in vertaling“ befaßt, liegt daher nahe. Die meisten von Ihnen befassen sich – auch, oder sogar schwerpunktmäßig – mit der Vermittlung niederländischsprachiger Literatur. Und einige von Ihnen engagieren sich so dafür, daß sie sich zusammen mit ihren Studenten sogar an Übersetzungsprojekte wagen.

Ein ehemaliger Kollege von uns, der sich sehr für die Übersetzung niederländischsprachiger Literatur und ihre Verbreitung im deutschsprachigen Raum engagierte, hat mich allen Ernstes einmal gebeten, ihm doch ein, zwei einschlägige Bücher zu nennen, die er sich dann mal anschauen wolle, um noch ein paar Kniffe dazuzulernen. Wer glaubt, nach der Lektüre von ein, zwei Büchern übersetzen zu können, erliegt einer gewaltigen Fehleinschätzung. Erstens einer Fehleinschätzung in bezug auf die Anforderungen des Übersetzens, zumal des literarischen Übersetzens, und zweitens einer in bezug auf die eigene Kompetenz.

Man kann sich natürlich darüber streiten, ob Übersetzen lehrbar und damit auch erlernbar ist oder ob es sich um so etwas ähnliches wie eine Gottesgabe handelt, die dem einen in die Wiege gelegt wurde und dem anderen eben nicht. Die Meinungen, auch in den Kreisen der Literaturübersetzer, gehen in diesem Punkt weit auseinander. Erstaunlicherweise herrscht landauf, landab noch immer die Ansicht vor, es genüge die Kenntnis einer Ausgangs- und einer Zielsprache, um übersetzen zu können. Und um Literatur übersetzen zu können, bedürfe es zusätzlich halt eines gewissen „feelings“, meinen sogar viele meiner Kollegen und Kolleginnen Literaturübersetzer. Angesichts der vielen unzulänglichen Übersetzungen, die auf dem Markt sind, sind dieser Auffassung gegenüber wohl Zweifel berechtigt.

Ich wurde gebeten, über die Problematik des Übersetzens aus dem Niederländischen ins Deutsche zu sprechen. Meist befassen sich Vorträge dieser Art mit der Benennung der Hauptfehlerquellen auf den verschiedenen

---

\*) Text eines Vortrages, gehalten am 30. 9. 1993 auf der *Bijeenkomst van de docenten Nederlands uit het Duitse taalgebied* in Köln.

Teilgebieten der Sprache, wobei die Thematisierung der Probleme auf der lexikalisch-semanticen Ebene wohl am dankbarsten, da unmittelbar einleuchtendsten ist. Wir kennen alle die Probleme der ach so ähnlich klingenden Wörter, die aber tückischerweise in Ausgangs- und Zielsprache etwas anderes bedeuten. Das Sprachenpaar Deutsch – Niederländisch ist besonders reich daran. Johanna Althaus hat dieses Problemfeld in ihrem Aufsatz „Fast wie Deutsch? Von den Schwierigkeiten beim Übersetzen aus dem Niederländischen“<sup>1</sup> sehr anschaulich dargestellt. Hier weitere Beispiele anzuführen, hieße Eulen nach Athen zu tragen, obwohl auch ich natürlich in meiner Übersetzerpraxis ständig damit zu kämpfen habe und Ihnen dazu durchaus die eine oder andere Anekdote erzählen könnte.

Ich möchte statt dessen lieber versuchen, mich einigen anderen Problembereichen zu nähern, die meines Wissens noch kaum oder gar nicht erörtert worden sind. Eines dieser Probleme ist auf der syntaktischen Ebene angesiedelt, mit einem weiteren will ich mich in stilistische Bereiche wagen. Wagen deshalb, weil wir damit, um es in der Computersprache auszudrücken, die Benutzerebene verlassen und in tiefer liegende Strukturen vordringen. Am Schluß werde ich dann die sprachliche Ebene verlassen und mich einigen außersprachlichen Aspekten des Literaturübersetzens zuwenden.

Als erstes also das syntaktische Problem. Mir selbst, muß ich gestehen, war die Häufung von Relativsätzen im Niederländischen – im Vergleich zum Deutschen – noch gar nicht so aufgefallen. Sprachliche Formen, die in Ausgangs- wie Zielsprache existent sind, fallen – im Gegensatz zu in der Zielsprache nicht vorkommenden Formen (wie etwa der Häufung von Partizipialkonstruktionen in den romanischen Sprachen, anderen Zeitformen wie *Passé simple*, *Aorist* etc.) – ja nicht auf. Ich wurde erst darauf gestoßen, als mich der Lektor bei der Fahnenkorrektur des Romans *Stella Klein* von Hermine de Graaf bat, doch noch mal besonders auf diese „ständigen“ Relativkonstruktionen zu achten und sie, wenn möglich, zu eliminieren.

Ich gebe einige Beispiele:

„Ik liep naar mijn moeder, *die* in de keuken met rubberhandschoenen aan aardappels stond te schillen. Ze mikte ze in een pan water *die* in de speelbak stond.“ (S. 214/215)

---

1) In: Reizende Nachbarn. Literatur und Kultur der Niederlande. (= nachbarn 36) Bonn: Kgl. Niederländische Botschaft 1992, S. 74–80.

Die naheliegende Übersetzung hätte gelautet:

„... der im Spülbecken stand.“

In der gedruckten Form lautet diese Passage auf deutsch folgendermaßen:

„Ich ging zu meiner Mutter, die in Gummihandschuhen in der Küche Kartoffeln schälte. Sie warf sie in einen Topf mit Wasser *im Spülbecken*.“ (S. 231)

Zur Vermeidung von zwei Relativkonstruktionen in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen wurde die zweite also durch eine Bestimmung des Ortes ersetzt.

„Ik stond naast de kuil op het gras, *dat* zanderig geworden was.“ (S. 217)

Wörtlich hätte man übersetzen können:

„... das sandig geworden war.“

Die gedruckte Fassung lautet:

„Ich stand neben der Grube auf dem *sandig gewordenen* Gras.“ (S. 234)

In diesem Beispiel ersetzt eine Partizipialkonstruktion den Relativsatz.

„Mijn moeder en ik wisselden weer als vanouds zinnen uit. En er viel niets anders uit op te maken dan dat elk woord een baksteen was in de muren *die* we metselden.“ (S. 221)

Wörtlich hätte es so aussehen können:

„... die wir errichteten.“

Im Buch heißt es aber:

„Meine Mutter und ich tauschten wieder wie eh und je Sätze aus. Und man konnte nichts anderes daraus schließen, als daß jedes Wort ein Backstein in den von uns *errichteten Mauern* war.“ (S. 238)

Auch hier ersetzt eine Partizipialkonstruktion den Relativsatz.

Dies sind also ein paar Beispiele, die, isoliert betrachtet, nicht besonders schwerwiegend erscheinen. Kleine, harmlose Fälle, und mich störten sie ehrlich gesagt nicht. Es wäre mir ein leichtes gewesen, sie – zumindest teilweise – zu eliminieren. Was den Lektor daran störte, der die Relativkonstruktionen schließlich selbst beseitigte, war die sich aus der Häufung ergebende Schwerfälligkeit. Ein Text verliert leicht an Prägnanz, wenn er mit allzuvielen Reihungen überladen wird.

Ich fragte mich aber natürlich, warum eine so sorgfältig formulierende Autorin wie Hermine de Graaf, deren Stil sich ja eher durch knappe Sprödigkeit als durch ausufernde Redundanz auszeichnet, zu dieser Häufung von Relativsätzen gegriffen hat, die sich ohne Schwierigkeiten hätte vermeiden lassen.

Die Antwort findet sich ganz eindeutig im Text selbst, wo die Ich-Erzählerin äußert: „Kausale Konjunktionen sind eine Plage für das abstrakte Denken. Das Wörtchen ‚denn‘ ist ein Zeichen von Schwäche bei Lügnern und Ausredenverkäufern. Sie haben mich vergessen, wo – noch so ein listiges kleines Wort – sie sich doch immer um mich kümmern wollten, aber ich bin nicht böse, denn alle waren immer gut zu mir und ich gut zu allen.“ (S. 229)

Sie will in ihrer Geschichte keine hypotaktischen Satzverbindungen – und damit keine Erklärungen, Begründungen, – sondern läßt nur parataktische Reihungen zu. Stella Klein will die Wirklichkeit, das Geschehene nicht begründen, sondern nur beschreiben, festhalten, sie will keine Deutungs- oder Rechtfertigungsversuche unternehmen. Und diese Haltung erlaubt keine hypotaktischen Verbindungen, sondern nur Aussagesätze, die allenfalls durch Relativsätze erweitert werden können.

Dies war ein vielleicht extremer Fall. Doch er schärfte meinen Blick für dieses Problem, und mir fiel auf, daß das Niederländische Relativsätze tatsächlich häufiger verwendet als das Deutsche. Auch bei Marcel Mörings Roman *Het grote verlangen* fielen mir etliche Beispiele auf, etwa dieses:

„ ‚Julius the Nightfly‘, zei de bardame. Ze hield de deur open en liet ons binnen. Ze liep terug naar een kruk achter de bar en luisterde naar de jonge vrouw *die tegenover haar zat* en hun afgebroken gesprek vervolgde.“ (S. 96)

„ ‚Julius the Nightfly‘, sagte die Bardame. Sie hielt die Tür auf und ließ uns ein. Sie ging zu einem Hocker hinter der Bar

zurück und hörte der jungen Frau *ihr gegenüber* zu, die ihr unterbrochenes Gespräch fortsetzte.“

„Ik zag haar daar in het donker, in slierten rook en gekleurd licht, in de armen van een boerenlul *die naar zweet en drank stonk*: Isolde en koning Marc.“ (S. 181)

„Ich sah sie da im Dunkel, in Schleiern von Rauch und farbigem Licht, in den Armen irgendeines *nach Schweiß und Alkohol stinkenden* Bauernlümmels.“

In beiden Fällen schien mir der Relativsatz das Satzgefüge zu stören, zu überfrachten, so daß ich mich entschloß, eine andere Konstruktion zu wählen. Ich würde es sehr begrüßen, wenn sich jemand aus dem Bereich der komparativen Stilistik einmal mit diesem Phänomen befassen würde. Ich als Übersetzerin muß mich bei einer evidenten Häufung als erstes fragen: Hat sie eine stilistisch-inhaltliche Funktion (wie im Fall *Stella Klein*)? Falls nicht, habe ich zu entscheiden, ob ich diese Konstruktion beibehalte oder statt dessen etwa eine Partizipialkonstruktion o. ä. wähle. Die Kriterien für diese Entscheidung kann mir nie nur dieser eine Satz liefern, sondern immer nur der Text im Gesamtzusammenhang. Wenn ich den Eindruck habe, daß der deutsche Text an Prägnanz und Tempo, an Eleganz und Leichtigkeit verliert, so werde ich ganz behutsam hie und da eingreifen.

Behutsame Eingriffe sind auch bei einer weiteren, ähnlich gelagerten Eigenart der niederländischen Sprache angebracht, wobei „Eigenart“ wiederum nur im Vergleich zur deutschen Sprache zu verstehen ist. Auch dazu ein Beispiel (Marcel Möring: *Het grote verlangen*, S. 93):

„Ik wil wel accepteren dat er zwervers zijn, en bedelaars, en allerlei psychoten die door de stad dwalen, en misschien zijn ze niet te redden, *maar wat belangrijk is, is dat we ze niet opgeven, dat we ze blijven zien als individuen, met dezelfde menselijke waardigheid als jij en ik.*“

„Ich bin ja bereit zu akzeptieren, daß es Penner gibt und Bettler und alle möglichen Psychoten, die sich in der Stadt rumtreiben, und vielleicht sind sie nicht zu retten, *aber es geht darum, daß wir sie nicht aufgeben, daß wir sie weiterhin als Individuen sehen, mit derselben Menschenwürde, wie du und ich sie besitzen.*“

Emphatisierende Formulierungen dieser Art kommen im Niederländischen nach meiner Beobachtung deutlich häufiger vor als im Deutschen. Eine wörtliche Übersetzung wäre vom vorhandenen Instrumentarium der Zielsprache her ohne weiteres möglich, sie entspricht jedoch nicht der deutschen Sprach- bzw. Stilnorm, die für literarische Texte dieses Niveaus gilt, sondern würde den Satz plump und unbeholfen wirken lassen.

Auch eine getreue Nachbildung des folgenden Satzes – ebenfalls Marcel Möring, was allerdings nicht heißen soll, daß ich bei ihm auf besonders viele stilistische Auffälligkeiten gestoßen wäre; im Gegenteil, ich halte ihn für einen sehr bemerkenswerten Autor, und daß ich so viele Beispiele von ihm anführe, ist daraus zu erklären, daß ich seinen Roman als letztes übersetzt habe und mir im Hinblick auf diesen Vortrag während der Arbeit Beispiele notiert habe.

Also noch einmal: Auch die Nachbildung des folgenden Satzes

„Waarom geloven ze allemaal in Tristan en Isolde en verge-  
ten ze *dat* de geschiedenis uitwijst *dat* het eerder regel is dan  
uitzondering *dat* mensen genoeg van elkaar krijgen“ (S. 189)

wäre ohne weiteres möglich. Wenn ich es aber tue, bekommt mein Lektor garantiert Zahnschmerzen.

Ein anderes Beispiel: Cees Nooteboom schreibt in einem „Alle literatuur staat of valt met de vertaler“ betitelten Aufsatz (NRC 19. März 1993):

„Het valt niet te ontkennen: de kleinere literatuur moet op haar tenen gaan staan en roepen om gehoord te worden, en dat is, naar ik aanneem, wat deze congregatie in de komende twee dagen gaat doen: roepen, want dat is het soort geluid *dat* je moet maken als je denkt, of weet, *dat datgene wat je te vertellen hebt niet datgene is wat de anderen willen horen.*“

Auch hier wäre bei der Übersetzung ins Deutsche eine genaue Nachbildung möglich, böte sich geradezu an. Dabei träte jedoch eine merkwürdige Verwandlung ein: Was im Niederländischen ganz natürlich läuft, nimmt im Deutschen eine Plumpheit, Hölzernheit, Unnatürlichkeit an, die vom Autor sicherlich nicht intendiert war. Der Text verliert an Eleganz, Leichtigkeit, Natürlichkeit.

Woher das kommt, ist auf den ersten Blick schwer zu sagen. Manchmal liegt es daran, daß die im Deutschen notwendigen Kasusendungen die Wörter länger und damit schwerfüßiger machen als im Niederländischen.

Der Hauptgrund scheint mir jedoch in den unterschiedlichen Stilnormen der beiden Sprachen zu liegen. Im Niederländischen liegen Umgangssprache und gehobene – auch literarische – Sprache wesentlich weniger weit auseinander als im Deutschen, und das kommt nicht nur im lexikalischen, sondern auch im syntaktischen Bereich zum Ausdruck. Diesen grundlegenden Unterschied muß man sich beim Übersetzen literarischer Texte ständig vor Augen halten, um dem Autor gerecht zu werden. Und „gerecht werden“ kann ja nur eines heißen: Die Übersetzung muß auf den – in diesem Fall deutschsprachigen – Leser nicht nur inhaltlich, sondern selbstverständlich auch stilistisch dieselbe Wirkung haben wie auf den Leser des Originaltexts. Diese sogenannte Wirkungsäquivalenz ist das A und O beim Übersetzen.

Wie aber erreicht man sie? Und kann man sie überhaupt erreichen oder ihr allenfalls nahekommen? Diese Frage brauche ich Gott sei Dank hier und heute nicht zu beantworten. Ich weiß nur eines: Übersetzen ist an sich schon schwer, und literarisches Übersetzen wird da besonders schwer, wo der Autor die üblichen, genormten Sprachpfade verläßt und seine eigene, dichterische Sprache findet. Ein markanter Vertreter ist beispielsweise Thomas Rosenboom, bei dessen Roman *Vriend van verdienste* (dt. *Eine teure Freundschaft*) ich beim Übersetzen um Jahre gealtert bin. Ich möchte aber lieber wiederum ein, zwei Beispiele von Marcel Möring anführen:

„Naast ons stond de wagen, het portier hapklaar open.“ (S. 89)

„De dorst schoot door mijn slokdarm.“ (S. 90)

Originelle bildhafte Beschreibungen. Um hier adäquate Entsprechungen zu finden, ist höchste Kreativität vom Übersetzer gefordert, damit das Ergebnis nicht ins Seichte, Kitschige abgeleitet oder zu überzogen wirkt.

Ein weiteres Beispiel aus dieser Kategorie stammt von Cees Nooteboom, aus *Mokusei!* Die Rede ist von einer Schnee-Eule:

„Het witte masker stond recht naar hem toegekeerd, een halve slag gedraaid op de romp en brandend uit twee ronde, gele ogen, afwerend en geheimzinnig – maar toen hij zo voorzichtig mogelijk uit de auto wilde komen was het dier met *ratelende, trage slagen* weggevlogen, nee, opgestegen.“ (S. 32)

Dieses Nooteboom-Beispiel wurde so etwas wie ein Schlüsselerlebnis für mich. *Mokusei!* war nach *Ein Lied von Schein und Sein* mein zweites Buch von ihm. Ich hatte den Satz übersetzt mit

„... als er aber so vorsichtig wie möglich aus dem Auto steigen wollte, war das Tier mit *rauschenden, trägen Flügelschlägen* davongeflogen, nein, aufgestiegen“,

und als wir uns über die Übersetzung unterhielten, biß Nooteboom sich geradezu an dieser Formulierung fest. Seine Eule habe nicht mit den Flügeln gerauscht, sagte er, und außerdem flögen auf der ganzen Welt alle Eulen mit rauschenden Flügelschlägen, aber seine eben nicht. Er hätte statt dessen gern „*rasse*nde, träge Flügelschläge“ gesehen. „Rasseln“ ist eine der Bedeutungen, die das Wörterbuch für „rateln“ angibt, war nun aber ein Wort, das wiederum ich mir beim besten Willen nicht im Zusammenhang mit den Flügelschlägen eines größeren Vogels vorstellen konnte. Ich bat ihn daher, mir „seine“ Lautvorstellung anhand von vergleichbaren Geräuschen näher zu beschreiben; er erwähnte in diesem Zusammenhang Papier und Seide, und so kam ich schließlich auf „*rasche*nde, träge Flügelschläge“.

Dieses Beispiel hat sich mir deshalb so nachhaltig eingeprägt, weil sich daran ein großes Dilemma des literarischen Übersetzers festmachen läßt: Wie finde ich – wohlgermerkt, das gilt für Autoren, die Literatur schaffen und keine zwischen Buchdeckeln verkäufliche Massenware produzieren, die sich beim Schreiben also jenseits der ausgetretenen, genormten Sprachpfade bewegen – die Entsprechung für eine bestimmte dichterische Ausdrucksform? Unerfahrene Übersetzer neigen leicht zu dichterischen Überhöhungen, nicht beabsichtigten Poetisierungen. Sogenannten zu „teuren“ Wörtern und Ausdrücken gegenüber ist jedoch allergrößte Vorsicht angebracht, da sie den stilistischen Rahmen des übrigen Textes sprengen. Genauso aber muß man sich vor Klischees und Plattmacherei hüten. Übersetzen ist: immer wieder das Ringen um *das* Wort. Immer wieder muß ich mir die selbstkritische Frage stellen: Gibt es im Deutschen wirklich keine adäquate Entsprechung für *dieses* Wort, *diesen* Ausdruck, oder komme ich nur nicht darauf, fehlt die Entsprechung nur in *meinem* sprachlichen Register?

Zum Abschluß möchte ich noch, wie eingangs angekündigt, auf ein außersprachliches Phänomen zu sprechen kommen, das gleichwohl die Übersetzung beeinflusst. Ich will hier nicht von terminlichen und finanziellen Nöten sprechen, über die alle Übersetzer – und zu Recht – klagen, sondern Sie folgendes fragen: Von wem stammt die Übersetzung, wie Sie sie in Buchform vor sich liegen haben? Vom Übersetzer natürlich, werden Sie sagen. Stimmt, aber doch nicht ganz. Was viele, wenn nicht die meisten Leser nicht wissen, ist die Tatsache, daß ein Übersetzungsmanuscript in der Regel von einem Verlagslektor gegengelesen und gegebenen-

falls redigiert wird. Es gibt Verlage und Lektoren, die dem Übersetzer *Vorschläge* machen, die dieser prüft und mal dankbar übernimmt, da sie einen von ihm begangenen sprachlich-stilistischen Lapsus vermeiden helfen, mal aber auch ablehnt, da sie eher „Verschlimmbesserungen“ sind. Es gibt aber auch Verlage und Lektoren, die sich das letzte Wort vorbehalten – oft, das sei zugegeben, aus schlichter Zeitnot. Der Idealfall sähe natürlich so aus, daß alle Beteiligten – also Autor, Übersetzer und Lektor – sich zusammensetzen könnten, um in aller Ruhe die noch anstehenden Probleme durchzusprechen. In ganz seltenen Fällen geschieht das auch.

Beim Übersetzen aus dem Niederländischen kommt erschwerend hinzu, daß es in keinem deutschen Verlag einen Lektor gibt, der des Niederländischen mächtig ist. Wo Lektoren, die Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und so weiter redigieren, bei Zweifelsfällen mühelos auf den Originaltext rekurrieren können, wo Lektor und Übersetzer sich in problematischeren Fällen über Fragen der Textauslegung und Äquivalenzen in der Zielsprache verständigen können, ist die Verlagsseite bei der Lektorierung von Übersetzungen aus dem Niederländischen oft genug auf Vermutungen angewiesen. Das heißt, der Lektor kann die Übersetzung nur nach zielsprachlichen Kriterien bewerten und gegebenenfalls bearbeiten; allein schon die rudimentäre Frage, ob der Übersetzer „richtig“ übersetzt hat, kann er nicht beantworten, er kann höchstens hellhörig werden, wenn ein Sachverhalt ihm allzu dubios erscheint. Ein Loblied auf den Lektor, der dann zum Telefon greift und den Übersetzer befragt!

Was der Leser also vor sich sieht, ist nicht immer das Werk des Übersetzers allein. Guten Lektoren bin ich immer dankbar, daß sie Unbeholfenheiten meiner Übersetzung erkennen und ausbügeln. Leider aber kommt es nicht selten vor, daß ein Lektor beim allerletzten Korrekturgang noch hier und da etwas ändert, ohne mich zu fragen. Hätte er es getan (wie er es laut Vertrag müßte), so hätten wir in den meisten Fällen eine Lösung gefunden, mit der beide zufrieden sind.

Beide? Bei Übersetzungen aus dem Niederländischen ist immer auch der Autor im Spiel, er hat das vertraglich verankerte Recht, die Übersetzung zu prüfen. Viele Autoren beschränken sich darauf, auf etwaige sinnentstellende Fehlinterpretationen hinzuweisen, und auch für diese Korrektur bin ich sehr dankbar. Schwierig wird es, wenn manche Autoren meinen, in stilistische Fragen eingreifen zu können oder zu müssen und dem Übersetzer sowie dem Lektor ihre Lösung aufzudrängen versuchen. Manchmal beneide ich meine Kolleginnen und Kollegen, die aus „ferneren“ Sprachen übersetzen; ihre Autoren gestatten sich solche Eingriffe so gut wie

nie. Wohlgermerkt: Ich persönlich habe fast nur positive Erfahrungen in puncto Zusammenarbeit mit meinen Autoren gemacht, ich bitte sie schon während des Übersetzens um Interpretationshilfen, um Worterklärungen, ich frage sie, warum sie an einer bestimmten Stelle gerade diesen einen, so ungewöhnlichen Ausdruck gewählt haben, ich versuche zu ergründen, welche Assoziationen und Konnotationen sie mit bestimmten Wörtern und Ausdrücken verbinden. Dieser Austausch ist ungemein hilfreich, ich könnte mir ein verantwortliches Übersetzen sonst nicht vorstellen. Was ich hier anspreche, sind Eingriffe des Autors, die inhaltlich nicht gerechtfertigt sind, denen sich der Verlag aber im Hinblick auf die Prominenz des betreffenden Autors oder der betreffenden Autorin nicht immer energisch genug zu widersetzen wagt.

Doch solche Fälle sind gottlob sehr selten. Und meist ist es der zwar nicht immer spannungsfreien, überwiegend aber doch fruchtbaren Zusammenarbeit von Übersetzer – Autor – Lektor zu verdanken, daß – auch – gelungene Übersetzungen gedruckt werden können.

Mein Wunsch sähe so aus: Liebe Lektoren, setzt Euch bitte nicht zu leichtfertig über Formulierungen des Übersetzers hinweg, sondern befragt ihn in Zweifelsfällen nach seinen Entscheidungskriterien. Liebe Autoren, haltet Euch bitte auch bei sehr guten Deutschkenntnissen vor Augen, daß es nicht Eure Muttersprache ist. Und liebe Verlage, Übersetzerkollegien, staatliche und sonstige Förderinstanzen: bitte schafft die materiellen Voraussetzungen, daß Übersetzer sich öfter mit ihren Autoren und Lektoren treffen können, damit gute Literatur auch die Übersetzung bekommt, die sie verdient.